

DANIEL SILVA

EIN GABRIEL ALLON THRILLER

DER RAUB



HarperCollins

Harper
Collins

Die Handlung und Figuren dieses Romans sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
sind nicht beabsichtigt und wären rein zufällig.

Daniel Silva

Der Raub

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Wulf Bergner

Harper
Collins

HarperCollins

HarperCollins © Bücher
erscheinen in der HarperCollins Germany GmbH,
Valentinskamp 24, 20354 Hamburg
Geschäftsführer: Thomas Beckmann

Copyright dieses eBooks © 2015 HarperCollins
in der HarperCollins Germany GmbH

Titel der nordamerikanischen Originalausgabe:
The Heist

Copyright © 2014 by Two Joeys Productions
erschieden bei Harper Collins, New York

Konzeption/Reihengestaltung: fredebold&partner gmbh, Köln

Covergestaltung: pecher und soiron, Köln

Redaktion: Thorben Buttke

Titelabbildung: Thinkstock

Autorenfoto: © John Earle

ISBN eBook 978-3-95967-979-4

www.harpercollins.de

eBook-Herstellung und Auslieferung:

readbox publishing, Dortmund

www.readbox.net

Alle Rechte, einschließlich des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Alle handelnden Personen in dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig.

Wie immer für meine Frau Jamie
und meine Kinder Nicholas und Lily

Die meisten gestohlenen Kunstwerke
bleiben auf ewig verschwunden ...
Der einzige kleine Trost ist, dass die Chancen,
dass ein Gemälde eines Tages wieder beigebracht wird,
umso größer sind, je besser es ist.
EDWARD DOLNICK, THE RESCUE ARTIST

Aber wer eine Grube macht, der wird selbst hineinfallen;
und wer den Zaun zerreißt, den wird eine Schlange stechen.
PREDIGER 10,8

VORWORT

Am 18. Oktober 1969 verschwand Caravaggios *Christi Geburt mit den Heiligen Laurentius und Franziskus* aus dem Oratorio di San Lorenzo des Franziskanerordens in Palermo. *Christi Geburt*, wie das Bild allgemein heißt, ist eines der letzten großen Meisterwerke Caravaggios, das 1609 entstand, als er auf der Flucht war, weil die päpstliche Gerichtsbarkeit ihm den Prozess machen wollte, nachdem er in Rom an einem Totschlag beteiligt gewesen war. Aber obwohl dieses Altarbild seit über vier Jahrzehnten das am intensivsten gesuchte gestohlene Gemälde der Welt ist, ist sein Verbleib, sogar sein Schicksal bisher ein Geheimnis geblieben. Jedenfalls bisher ...

TEIL EINS

CHIAROSCURO

ST. JAMES'S, LONDON

Es begann mit einem Unfall, aber das war bei Dingen, die mit Julian Isherwood zusammenhingen, unvermeidbar. Tatsächlich war sein Ruf für Torheit und Missgeschicke so fest etabliert, dass die Londoner Kunstszene nichts anders erwartet hätte, wenn sie von dieser Angelegenheit gewusst hätte, was sie nicht tat. Isherwood, erklärte ein Spötter aus dem Department Alte Meister bei Sotheby's, sei der Schutzheilige hoffnungsloser Fälle, ein Hochseilartist mit einer Vorliebe für sorgfältig geplante Unternehmen, die im Ruin endeten – oft allerdings ohne sein Verschulden. Als Folge daraus wurde er bewundert und bemitleidet zugleich, was für einen Mann in seiner Position selten war. Julian Isherwood machte den Alltag etwas weniger langweilig. Und dafür himmelte ihn die Hautevolee Londons an.

Seine Galerie lag in der entferntesten Ecke eines als Mason's Yard bekannten gepflasterten Platzes und nahm drei Stockwerke eines leicht heruntergekommenen viktorianischen Lagerhauses ein, das einst Fortnum & Mason gehört hatte. Direkt benachbart waren die Londoner Vertretung einer kleinen griechischen Reederei und ein Pub, in dem hübsche Sekretärinnen verkehrten, die Motorroller fuhren. Vor vielen Jahren, bevor erst arabisches und dann russisches Geld den Londoner Immobilienmarkt überflutet hatte, hatte die Galerie in der eleganten New Bond Street – oder New Bondstraße, wie sie in der Branche hieß – gelegen. Dann waren Hermès, Burberry, Chanel, Cartier und Konsorten gekommen und hatten Isherwood und anderen wie ihm – selbstständige Kunsthändler, die auf Altmeister in Museumsqualität spezialisiert waren – keine andere Wahl gelassen, als in St. James's Zuflucht zu suchen.

Dies war nicht das erste Mal, dass Isherwood ins Exil flüchten musste. Er war kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs als einziges Kind des bekannten Pariser Kunsthändlers Samuel Isakowitz geboren, nach dem Einmarsch der Deutschen über die Pyrenäen getragen und nach England geschmuggelt worden. Seine Pariser Kindheit und seine jüdische Abstammung waren zwei Dinge aus seiner bewegten Vergangenheit, die Isherwood vor der notorisch verleumderischen Londoner Kunstwelt geheim hielt. Nach allgemeiner Überzeugung war er urbritisch: der einzigartige Julian Isherwood, Julie für seine Freunde, Juicy Julian für seine gelegentlichen Trinkkumpane und Seine Heiligkeit für die Kunstwissenschaftler und Kuratoren, die gewohnheitsmäßig auf seinen unfehlbaren Blick vertrauten. Er war unfehlbar loyal, an Dummheit grenzend vertrauensselig und hatte tadellose Manieren und keinen wirklichen Feind, was eine einzigartige Leistung war, wenn man bedachte, wie lange er nun schon die tückischen Gewässer der Kunstwelt befuhr. Isherwood war vor allem anständig, und Anständigkeit war in diesen Zeiten in London und anderswo rar.

Isherwood Fine Arts war übereinander angeordnet: überquellende Lagerräume im Erdgeschoss, Büros im ersten Stock und ein eleganter Ausstellungsraum im zweiten. Dieser Raum, den viele für den schönsten Ausstellungsraum Londons hielten, war eine genaue Kopie von Paul Rosenbergs berühmter Galerie in Paris, in der Isherwood als Kind viele glückliche Stunden verbracht hatte, oft in Gesellschaft von Picasso. Der Bürotrakt war ein Labyrinth voller vergilbter Kataloge und Monografien wie aus einem Roman von Dickens. Um ihn zu erreichen, mussten Besucher zwei Türen aus Sicherheitsglas im Erdgeschoss und oben an der mit einem fleckigen braunen Läufer belegten Treppe passieren. Dort trafen sie auf Maggie, eine Blondine mit Schlafzimmerblick, die einen Tizian nicht von Toilettenpapier unterscheiden konnte. Isherwood hatte sich einst völlig zum

Narren gemacht, indem er versucht hatte, sie zu verführen, bis ihm zuletzt nichts anderes übrig geblieben war, als sie als seine Empfangsdame einzustellen. Im Augenblick polierte sie ihre Fingernägel, während das Telefon auf ihrem Schreibtisch vergebens klingelte.

„Willst du nicht rangehen, Mags?“, schlug Isherwood freundlich vor.

„Wozu?“, fragte sie ohne die geringste Ironie in der Stimme.

„Könnte wichtig sein.“

Sie verdrehte die Augen, bevor sie widerstrebend den Hörer ans Ohr hob und „Isherwood Fine Arts“ säuselte. Einige Sekunden später legte sie wortlos auf und wandte sich wieder ihren Nägeln zu.

„Nun?“, fragte Isherwood.

„Keiner am Apparat.“

„Sei so lieb, Schätzchen, und sieh nach der angezeigten Nummer.“

„Er ruft wieder an.“

Isherwood setzte stirnrunzelnd seine stumme Begutachtung des Gemäldes fort, das mitten im Raum auf einer mit grünem Wollstoff verhängten Staffelei stand: Christus erscheint Maria Magdalena, vermutlich von einem Schüler Francesco Albanis, das er vor Kurzem in einem Herrenhaus in Berkshire für ein Trinkgeld gekauft hatte. Wie Isherwood selbst musste das Gemälde dringend restauriert werden. Er hatte das Alter erreicht, das Vermögensberater blumig als „den Herbst des Lebens“ bezeichneten. Aber es war kein goldener Herbst, dachte er trübselig. Eher ein Spätherbst mit schneidend kaltem Wind und ersten Weihnachtsdekorationen in der Oxford Street. Trotzdem machte er mit seinem Maßanzug aus der Savile Row und seinem ergrauten Lockenhaupt weiterhin eine gute, wenn auch heikle Figur. Er selbst bezeichnete diesen Look als würdevolle Verderbtheit. Nach mehr konnte man in seinem Alter nicht streben.

„Ich dachte, irgendein grässlicher Russe wollte um vier vorbeikommen, um ein Gemälde zu besichtigen“, sagte Isherwood plötzlich, während er weiter das an vielen Stellen beschädigte Gemälde begutachtete.

„Der grässliche Russe hat abgesagt.“

„Wann?“

„Heute Morgen.“

„Warum?“

„Hat er nicht gesagt.“

„Wieso hast du mir das nicht erzählt?“

„Hab ich doch.“

„Unsinn.“

„Das musst du vergessen haben, Julian. Passiert in letzter Zeit häufig.“

Isherwood durchbohrte Maggie mit einem vernichtenden Blick, während er sich fragte, wieso er sich jemals zu einem so widerwärtigen Wesen hingezogen gefühlt hatte. Weil sein Terminkalender ansonsten leer war und er eindeutig nichts Besseres zu tun hatte, schlüpfte er in seinen Mantel und ging zu Green's Restaurant and Oyster Bar hinüber, wodurch er eine Abfolge von Ereignissen in Gang setzte, die ihn in weitere Kalamitäten führen würden, an denen er schuldlos war. Es war zwanzig vor vier – noch etwas zu früh für die Stammgäste, und die Bar war leer bis auf Simon Mendenhall, den permanent sonnengebräunten Chefversteigerer von Christie's. Mendenhall hatte einst ohne sein Wissen eine Rolle in einem israelischamerikanischen Geheimdienstunternehmen mit dem Zweck gespielt, ein dschihadistisches Terrornetzwerk zu unterwandern, das in ganz Westeuropa Bombenanschläge verübte. Das wusste Isherwood, weil er selbst eine kleine Rolle bei diesem Unternehmen gespielt hatte. Isherwood war kein Spion. Er half Spionen, vor allem einem bestimmten Spion.

„Julie!“, rief Mendenhall aus. Dann fügte er mit der Schlafzimmerstimme hinzu, die er sonst für zögerliche Bieter reservierte: „Du siehst echt klasse aus. Hast du

abgenommen? Ein teures Wellness-Wochenende gebucht? Eine neue Freundin? Was ist dein Geheimnis?“

„Sancerre“, antwortete Isherwood, bevor er sich an seinen gewohnten Fenstertisch mit Blick auf die Duke Street setzte. Und dort bestellte er eine Flasche von dem Zeug, brutal kalt, weil ein Glas ihm nicht reichen würde. Mendenhall verabschiedete sich bald in seiner überschwänglichen Art, und Isherwood blieb mit seinen Gedanken und seiner Flasche allein zurück – eine gefährliche Kombination für einen Mann fortgeschrittenen Alters, mit dessen Karriere es unübersehbar bergab ging.

Wenig später ging jedoch die Tür auf, und aus der nassen Abenddämmerung kamen zwei Kuratoren der National Gallery herein. Als Nächster kam ein wichtiger Mann der Tate, dann folgte eine Delegation von Bonhams unter Führung von Jeremy Crabbe, dem eleganten Direktor der Abteilung Altmeistergemälde des Auktionshauses. Ihnen dicht auf den Fersen war Roddy Hutchinson, weithin als der skrupelloseste Kunsthändler in ganz London bekannt. Seine Ankunft war ein schlechtes Omen, denn wo Roddy aufkreuzte, war meistens auch der dicke Oliver Dimbleby nicht weit. Erwartungsgemäß kam er einige Minuten später mit der Diskretion einer Dampflokpfeife um Mitternacht hereingewatschelt. Isherwood hob sein Handy ans Ohr und gab vor, ein wichtiges Gespräch zu führen, aber Oliver ließ sich nicht aufhalten. Er kam geradewegs auf den Tisch zu – wie ein Jagdhund, der einen Fuchs stellt, würde Isherwood sich später erinnern – und pflanzte seinen breiten Hintern auf den leeren Stuhl. „Domaine Daniel Chotard“, las er anerkennend vor, als er die Flasche aus dem Eiskübel zog. „Da trinke ich gern ein Glas mit.“

Er trug einen blauen Geschäftsanzug, der seinen stämmigen Körper wie eine Wurstpelle umschloss, und protzige goldene Manschettenknöpfe. Seine Wangen waren rund und rosig; seine blassblauen Augen strahlten lebhaft und vermittelten

den Eindruck, er schlafe gut. Oliver Dimbleby war ein Sünder höchsten Grades, aber sein Gewissen belästigte ihn nicht.

„Nimm's mir nicht übel, Julie“, sagte er, während er sich großzügig von Isherwoods Wein einschenkte, „aber du siehst wie ein Häufchen Schmutzwäsche aus.“

„Simon Mendenhall hat genau das Gegenteil gesagt.“

„Simon lebt davon, dass er Leuten das Geld aus der Tasche zieht. Ich dagegen spreche unverfälschte Wahrheiten aus, auch wenn sie schmerzhaft sind.“ Dimbleby musterte Isherwood mit einem Blick, aus dem aufrichtige Besorgnis sprach.

„Oh, sieh mich nicht so an, Oliver.“

„Wie denn?“

„Als versuchtest du, dir noch etwas Freundliches einfallen zu lassen, bevor der Arzt den Stecker zieht.“

„Hast du in letzter Zeit mal in den Spiegel gesehen?“

„Derzeit versuche ich Spiegel zu meiden.“

„Kann mir denken, weshalb.“ Dimbleby schenkte sich einen Fingerbreit Wein nach.

„Kann ich dir sonst noch was bestellen, Oliver? Etwas Kaviar?“

„Revanchiere ich mich nicht immer?“

„Nein, Oliver, das tust du nicht. Hätte ich mitgerechnet, was ich nicht tue, wärst du ein paar tausend Pfund im Minus.“

Dimbleby ignorierte diese Bemerkung. „Was hast du, Julian? Was setzt dir diesmal zu?“

„Im Augenblick nur du, Oliver.“

„Schuld ist diese Frau, stimmt's, Julian? Ihretwegen bist du so trübselig. Wie heißt sie gleich wieder?“

„Cassandra.“

„Hat dir das Herz gebrochen, was?“

„Das tun sie alle.“

Dimbleby lächelte. „Deine Fähigkeit, dich immer neu zu verlieben, erstaunt mich. Was würde ich nicht dafür geben,

mich einmal verlieben zu können!“

„Du bist der größte Schürzenjäger, den ich kenne.“

„Ein Schürzenjäger zu sein, hat verdammt wenig mit Verliebtheit zu tun. Ich liebe Frauen, alle Frauen. Und darin liegt das Problem.“

Isherwood starrte auf die Straße hinaus. Draußen setzte wieder Regen ein, genau zu Beginn des abendlichen Berufsverkehrs.

„Hast du in letzter Zeit irgendein Gemälde verkauft?“, fragte Dimbleby.

„Sogar mehrere.“

„Aber keines, von dem ich gehört habe.“

„Weil die Verkäufe privat waren.“

„Bockmist“, sagte Dimbleby. „Du hast seit Monaten nichts mehr verkauft. Aber das hat dich nicht davon abgehalten, neue Ware einzukaufen, stimmt’s? Wie viele Gemälde hast du schon in deinem Lagerraum angesammelt? Genug, um ein ganzes Museum auszustatten und noch ein paar hundert übrig zu haben. Und sie sind alle verbrannt, tot, wie der bekannte Türnagel.“

Isherwoods einzige Antwort bestand darin, dass er sich das Kreuz rieb. Rückenschmerzen hatten den bellenden Husten abgelöst, der ihm bisher hauptsächlich zugesetzt hatte. In gewisser Beziehung war das wohl eine Verbesserung. Mit Kreuzschmerzen belästigte man seine Mitmenschen nicht.

„Mein Angebot steht weiter“, sagte Dimbleby eben.

„Welches Angebot meinst du?“

„Komm schon, Julie. Zwing mich nicht dazu, es laut zu wiederholen.“

Isherwood hob langsam den Kopf und starrte direkt in Dimblebys fleischiges, kindliches Gesicht. „Du redest nicht etwa schon wieder davon, meine Galerie zu kaufen, oder?“

„Ich bin bereit, mehr als großzügig zu sein. Ich zahle dir einen fairen Preis für den kleinen Teil deiner Sammlung, der

verkäuflich ist, und benutze den Rest dafür, das Gebäude zu heizen.“

„Das ist sehr freundlich von dir“, antwortete Isherwood sarkastisch, „aber ich habe andere Pläne für die Galerie.“

„Realistische?“

Isherwood sagte nichts.

„Na schön“, sagte Dimbleby. „Wenn ich das brennende Wrack, das du als Galerie bezeichnest, nicht übernehmen darf, will ich wenigstens etwas anderes tun, um dich aus deiner jetzigen Blauen Periode rauszuholen.“

„Ich will keines deiner Mädchen, Oliver.“

„Ich rede von keinem Mädchen. Ich rede von einer netten kleinen Reise, die mithelfen könnte, dich von deinen Sorgen abzulenken.“

„Wohin?“

„Comer See. Alles frei. Flug erster Klasse. Zwei Nächte in einer Luxussuite in der Villa d'Este.“

„Und was muss ich dafür tun?“

„Mir einen kleinen Gefallen erweisen.“

„Wie klein?“

Dimbleby schenkte sich Wein nach und erzählte Isherwood den Rest.

Wie sich herausstellte, hatte Oliver Dimbleby vor Kurzem einen in Italien lebenden Engländer kennengelernt, der eifrig Kunst sammelte, aber keinen Kunstkenner als Berater hatte. Außerdem schienen die Finanzen des Engländers nicht mehr das zu sein, was sie einmal gewesen waren, sodass er schnellstens einen Teil seiner Sammlung abstoßen musste. Dimbleby hatte sich einverstanden erklärt, die Sammlung dezent zu besichtigen, aber als die Reise jetzt bevorstand, graute ihm vor dem Gedanken, wieder ein Flugzeug besteigen zu müssen. Zumindest behauptete er das. Isherwood vermutete, Dimblebys wahre Gründe für seinen Rückzieher lägen woanders, denn Oliver Dimbleby war die Verkörperung Fleisch gewordener Hintergedanken.

Trotzdem fand Isherwood die Vorstellung, ganz unerwartet eine kleine Reise zu machen, so attraktiv, dass er wider besseres Wissen auf der Stelle zusagte. Am selben Abend packte er leicht, und am folgenden Morgen um neun Uhr saß er bei British Airways in der ersten Klasse von Flug 576 zum Mailänder Flughafen Malpensa. Unterwegs trank er nur ein einziges Glas Wein – zur Herzstärkung, versicherte er sich –, und als er um 12.30 Uhr in einen gemieteten Mercedes stieg, war er im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten. Die Fahrt nach Norden, zum Comer See, bewältigte er ohne Straßenkarte oder Navi. Als hoch angesehener Kunstwissenschaftler, der auf venezianische Malerei spezialisiert war, hatte er Oberitalien mit seinen Kirchen und Museen unzählige Male bereist. Noch heute nutzte er jede Gelegenheit, um dorthin zurückzukehren – vor allem, wenn ein anderer die Kosten trug. Julian Isherwood war als Franzose geboren und als Engländer aufgewachsen, aber in seiner eingesunkenen Brust schlug das romantische, ungebändigte Herz eines Italieners.

Der ausgewanderte Engländer mit den schwindenden Ressourcen erwartete Isherwood um vierzehn Uhr. Er residierte fürstlich, in der Nähe der Kleinstadt Laglio am südwestlichen Arm des Sees, wie Dimbleby in einer hastig verfassten E-Mail mit Hintergrundinformationen geschrieben hatte. Als Isherwood einige Minuten früher eintraf, stand das imposante Tor bereits für ihn offen. Hinter dem Tor erstreckte sich eine frisch asphaltierte Einfahrt, die ihn zu einem mit Kies bestreuten Vorhof brachte. Er parkte neben dem zu der Villa gehörenden Carport und schlenderte an Marmorstatuen vorbei zur Haustür. Auf sein Klingeln reagierte niemand. Isherwood sah auf seine Armbanduhr, dann klingelte er noch mal. Das Ergebnis blieb das gleiche.

An diesem Punkt wäre Isherwood gut beraten gewesen, sich in seinen Mietwagen zu setzen und Laglio so schnell wie möglich zu verlassen. Stattdessen drückte er die Klinke herab und stellte leider fest, dass die Haustür unversperrt

war. Er öffnete sie eine Handbreit, rief eine Begrüßung ins dunkle Hausinnere und trat dann zögerlich in die prachtvolle Eingangshalle. Dabei sah er sofort die große Blutlache auf dem Marmorboden, die im Raum hängenden nackten Füße und das blauschwarz angelaufene Gesicht, das ihn von oben herab anstarrte. Isherwood spürte, dass er weiche Knie bekam, und sah, wie der Fußboden ihm entgegenzukommen schien. So kniete er einen Augenblick, bis die erste Übelkeit sich gelegt hatte. Dann rappelte er sich auf und stolperte mit einer Hand vor dem Mund aus der Villa zu seinem Wagen. Und obwohl es ihm in dem Moment nicht bewusst war, verfluchte er bei jedem Schritt den dicken Oliver Dimbleby.

VENEDIG

Früh am folgenden Morgen verlor Venedig eine weitere Schlacht in seinem uralten Krieg gegen das Meer. Die Fluten trugen alle möglichen Meerestiere in die Halle des Hotels Cipriani und setzten Harry's Bar unter Wasser. Dänische Touristen badeten auf dem Markusplatz; Tische und Stühle des Cafés Florian wurden wie Trümmer eines gesunkenen Luxusdampfers an den Stufen des Markusdoms angetrieben. Die sonst unvermeidlichen Tauben waren ausnahmsweise nirgends zu sehen; sie schienen die überflutete Stadt verlassen zu haben, um sich auf dem Festland in Sicherheit zu bringen.

Es gab jedoch Teile von Venedig, in denen das Acqua alta eher lästig als katastrophal war. Der Restaurator schaffte es sogar, einen Archipel aus halbwegs trockenem Land zu finden, der sich von der Tür seines Apartments im Sestiere Cannaregio bis nach Dorsoduro im äußersten Süden der Stadt erstreckte. Obwohl der Restaurator kein gebürtiger Venezianer war, kannte er die Gassen und Plätze der Stadt besser als die meisten Einheimischen. Er hatte sein Handwerk in Venedig gelernt, hatte in Venedig geliebt und getrauert und war einmal, als man ihn hier unter falschem Namen kannte, von seinen Feinden aus Venedig vertrieben worden. Nach langer Abwesenheit war er nun in seine geliebte Stadt des Wassers und der Gemälde zurückgekehrt – den einzigen Ort, an dem er jemals etwas wie Zufriedenheit empfunden hatte. Aber nicht Frieden, denn für den Restaurator war Frieden nur der Zeitabschnitt zwischen dem letzten Krieg und dem nächsten. Frieden war eine Täuschung, ein flüchtiges Trugbild. Dichter und Witwen träumten von ihm, aber Männer wie der Restaurator

gestatteten sich nie, der Illusion nachzuhängen, Frieden sei tatsächlich erreichbar.

Er blieb an einem Zeitungskiosk stehen, um sich zu vergewissern, dass er nicht beschattet wurde, und setzte dann seinen Weg fort. Er war nicht ganz durchschnittlich groß – schätzungsweise einen Meter zweiundsiebzig, aber nicht mehr – und hatte den sportlich schlanken Körperbau eines Radrennfahrers. Sein langes Gesicht lief in ein schmales Kinn aus; dazu gehörten weit auseinanderstehende Wangenknochen und eine wie aus Holz geschnitzte, schlanke Nase. Die Augen unter dem Schirm seiner flachen Mütze leuchteten unnatürlich grün, und sein dunkles Haar war an den Schläfen grau meliert. Er trug eine gelbe Regenjacke und Gummistiefel, verzichtete aber auf einen Schirm als Schutz vor dem stetigen Regen. Aus alter Gewohnheit belastete er sich in der Öffentlichkeit nie mit etwas, das blitzschnelle Handbewegungen hätte behindern können.

Er erreichte das Viertel Dorsoduro, den höchsten Teil der Stadt, und ging zur Kirche San Sebastiano weiter. Ihr Hauptportal war geschlossen, und eine amtlich aussehende Mitteilung informierte darüber, die Kirche sei bis zum kommenden Herbst geschlossen. Der Restaurator ging zu dem Nebeneingang auf der rechten Seite der Kirche und sperrte ihn mit einem großen altmodischen Schlüssel auf. Ein Hauch von kühler Luft aus dem Kircheninneren liebte sein Gesicht. Kerzenduft, Weihrauch, leichter Modergeruch: Irgendetwas an dieser Mischung erinnerte den Restaurator an den Tod. Er schloss hinter sich ab, ignorierte das Weihwasserbecken und betrat das Innere der Kirche.

Das ausgeräumte Kirchenschiff lag in geheimnisvollem Halbdunkel. Der Restaurator bewegte sich lautlos über die abgetretenen Steinplatten und trat durch die offene Balustrade in den Altarraum. Der prächtige Altar war abgebaut worden, um gereinigt zu werden; an seiner Stelle

stand jetzt ein zehn Meter hohes Aluminiumgerüst. Der Restaurator erklimmte es mit katzenartigen Bewegungen und schlüpfte unter Abdeckplanen hindurch, um seine Arbeitsplattform zu erreichen. Sein Material lag genau so da, wie er es am Vorabend zurückgelassen hatte: Flaschen mit Chemikalien, ein großer Wattebausch, ein Packen Holzstäbchen, eine Lupenbrille, zwei starke Halogenscheinwerfer und eine Stereoanlage mit vielen Farbklecks. Auch das Altarbild – *Thronende Muttergottes und Kind mit Heiligen* von Paolo Veronese war unverändert. Es war nur eines der vielen Meisterwerke, die Veronese zwischen 1556 und 1565 für diese Kirche geschaffen hatte. Sein Grab mit der finster dreinblickenden Marmorbüste befand sich auf der linken Seite des Chorraums. In Augenblicken wie diesem, wenn die Kirche dunkel und leer war, konnte der Restaurator fast spüren, wie Veroneses Geist ihn bei der Arbeit beobachtete.

Der Restaurator schaltete seine Halogenscheinwerfer ein und blieb lange Augenblicke bewegungslos vor dem Altarbild stehen. Im oberen Drittel thronten die Muttergottes und das Jesuskind, von Glorienschein und musizierenden Engeln umgeben. Unter ihnen waren andächtig zu ihnen aufblickende Heilige versammelt, darunter auch Sebastian, der Namenspatron der Kirche, den Veronese als Märtyrer dargestellt hatte. In den vergangenen drei Wochen hatte der Restaurator den rissigen und vergilbten Firnis sorgfältig mit einer genau abgestimmten Mischung aus Azeton, Methylproxitol und Terpentin entfernt. Den Firnis eines Barockgemäldes abzunehmen, erläuterte er gern, hatte nichts mit dem Ablaugen eines Möbelstücks zu tun; es hatte mehr Ähnlichkeit damit, das Deck eines Flugzeugträgers mit einer Zahnbürste zu reinigen. Als Erstes musste er aus Watte und einem Holzstäbchen einen Tupfer herstellen, den er, mit Lösungsmittel getränkt, auf die Bildfläche setzte und sanft drehte, damit nicht noch mehr Farbe abplatzte. Mit jedem Tupfer ließ sich eine Fläche von ungefähr zwei mal

zwei Zentimetern reinigen, bevor er zu schmutzig war und ersetzt werden musste. Nachts, wenn er nicht von Blut und Feuer träumte, entfernte er vergilbten Firnis von einem Gemälde von der Größe des Markusplatzes.

Noch eine Woche, glaubte er, dann würde er mit der zweiten Phase der Restaurierung beginnen können: der Ausbesserung der Stellen, an denen Paolo Veroneses ursprünglicher Farbauftrag abgeblättert war. Die Muttergottes und das Jesuskind wiesen kaum Schäden auf, aber der Restaurator hatte am Ober- und Unterrand des Gemäldes großflächige Schäden freigelegt. Klappte alles nach Plan, würde er diese Restaurierung abschließen, wenn für seine Frau die letzten Wochen der Schwangerschaft begannen. Wenn alles plangemäß klappt, sagte er sich erneut.

Er schob eine CD mit La Bohème in die Stereoanlage, und im nächsten Augenblick erfüllten die vertrauten Klänge von „Non sono in vena“ die Sakristei. Während Rodolfo und Mimi sich in einem winzigen Pariser Dachatelier verliebten, stand der Restaurator allein vor dem Veronese und entfernte sorgfältig alten Schmutz und vergilbten Firnis. Er arbeitete gleichmäßig und mühelos rhythmisch – eintauchen, drehen, wegwerfen ... eintauchen, drehen, wegwerfen –, bis die Arbeitsplattform mit schmutzigen Wattebäuschen übersät war. Veronese hatte Formeln für Farben entwickelt, die im Alter nicht verblassten; als der Restaurator Stück für Stück von dem tabakbraunen Firnis entfernte, leuchteten die Farben darunter intensiv. Man hätte glauben können, der Meister habe sie nicht vor viereinhalb Jahrhunderten, sondern erst gestern aufgetragen.

Der Restaurator hatte die Kirche noch zwei Stunden für sich allein. Gegen zehn Uhr hörte er das Klappern von Stiefelabsätzen auf dem Steinboden des Kirchenschiffs. Die Stiefel gehörten Adrianna Zinetti, Reinigerin von Altären, Verführerin von Männern. Nach ihr kam Lorenzo Vasari, ein begnadeter Freskenrestaurator, der Leonardo da Vincis

Letztes Abendmahl fast im Alleingang gerettet hatte. Zuletzt kam mit lautlosem Verschwörerschritt Antonio Politi, der zu seinem Ärger nicht das Altarbild, sondern nur die Deckengemälde restaurieren durfte. So verbrachte er seine Tage wie ein wiedergeborener Michelangelo, indem er auf dem Rücken liegend arbeitete, wobei er ab und zu böse Blicke zu der verhängten Arbeitsplattform des Restaurators hoch im Altarraum hinüberwarf.

Dies war nicht das erste Mal, dass der Restaurator und die anderen als Team zusammenarbeiteten. Vor einigen Jahren hatten sie in der Kirche San Giovanni Cristosomo in Cannaregio und zuvor in der Kirche San Zaccaria in Castello umfangreiche Restaurierungen vorgenommen. Damals hatten sie den Restaurator als den brillanten, aber privat sehr zugeknöpften Mario Delvecchio gekannt. Später hatten sie wie die übrige Welt erfahren, dass er der legendäre israelische Geheimdienstoffizier und Berufskiller Gabriel Allon war. Adrianna Zinetti und Lorenzo Vasari waren großmütig genug gewesen, Gabriel diese Täuschung zu verzeihen, aber Antonio Politi hatte sich nicht dazu bereitfinden können. In seiner Jugend hatte er Mario Delvecchio einmal vorgeworfen, ein Terrorist zu sein, und er betrachtete Gabriel Allon ebenfalls als Terroristen. Insgeheim hegte er den Verdacht, Gabriel sei daran schuld, dass er seine Tage von allen Menschen isoliert unter der Decke des Kirchenschiffs verbringen musste: verkrampft auf dem Rücken liegend, während Farben und Lösungsmittel auf ihn herabtropften. Die Gemälde stellten das Leben von Königin Ester dar. Das sei bestimmt kein Zufall, versicherte Politi jedem, der es hören wollte.

Tatsächlich hatte Gabriel nichts mit der Entscheidung zu tun gehabt; getroffen hatte sie Francesco Tiepolo, Inhaber des angesehensten Restaurierungsbetriebs im Veneto und Direktor des Projekts San Sebastiano. Tiepolo, ein Bär von einem Mann mit grau-schwarzem Vollbart, war zu großem Zorn und noch größerer Liebe imstande. Als er jetzt das

Kirchenschiff entlangschritt, trug er wie üblich einen wallenden Malerkittel und dazu einen Seidenschal. In dieser Aufmachung erweckte er den Eindruck, den Bau der Kirche statt nur ihre Renovierung zu beaufsichtigen.

Tiepolo blieb kurz stehen, um Adrianna Zinetti, mit der er einmal eine Affäre gehabt hatte, die zu den am schlechtesten gehüteten Geheimnissen Venedigs gehört hatte, einen bewundernden Blick zuzuwerfen. Dann erstieg er Gabriels Gerüst und zwängte sich durch den Spalt zwischen den Planen. Die hölzerne Plattform schien sich unter seinem gewaltigen Gewicht zu biegen.

„Vorsicht, Francesco“, sagte Gabriel stirnrunzelnd. „Der Boden ist aus Marmor, und wir sind hoch darüber.“

„Was willst du damit sagen?“

„Damit will ich sagen, dass du gut daran tätest, ein paar Kilo abzunehmen. Du fängst langsam an, ein eigenes Gravitationsfeld zu entwickeln.“

„Was würde Abnehmen nützen? Ich könnte zwanzig Kilo verlieren und wäre noch immer fett.“ Der Italiener trat einen Schritt vor und begutachtete das Altarbild über Gabriels Schulter hinweg. „Ausgezeichnet“, sagte er mit gespielter Bewunderung. „Wenn du in diesem Tempo weitermachst, wirst du am ersten Geburtstag deiner Kinder fertig.“

„Ich kann es schnell machen“, antwortete Gabriel, „oder ich kann es sorgfältig machen.“

„Das muss sich nicht ausschließen, weißt du. Hier in Italien arbeiten unsere Restauratoren schnell. Aber nicht du“, fügte Tiepolo hinzu. „Auch als du dich als Italiener ausgegeben hast, warst du immer sehr langsam.“

Gabriel machte einen neuen Tupfer, tränkte ihn mit Lösungsmittel und drehte ihn auf Sebastians von Pfeilen durchbohrtem Leib. Tiepolo beobachtete ihn genau, dann stellte er selbst einen Tupfer her und versuchte ihn an der Schulter des Heiligen. Der vergilbte Firnis verschwand sofort und ließ Veroneses leuchtende Farben sehen.

„Dein Lösungsmittel ist perfekt“, sagte Tiepolo.

„Das ist's immer“, sagte Gabriel.

„Woraus besteht es?“

„Das ist ein Geheimnis.“

„Muss bei dir immer alles geheim sein?“

Als Gabriel keine Antwort gab, betrachtete Tiepolo die aufgereihten Chemikalien.

„Wie viel Methylproxitol verwendest du?“

„Genau die richtige Menge.“

Tiepolo runzelte die Stirn. „Hab ich dir nicht Arbeit verschafft, als deine Frau beschlossen hat, ihre Schwangerschaft in Venedig zu verbringen?“

„Das hast du, Francesco.“

„Und zahle ich dir nicht mehr als den anderen“, flüsterte er, „obwohl du immer alles stehen und liegen lässt, wenn deine Meister wieder mal deine Dienste benötigen?“

„Du warst immer sehr großzügig.“

„Warum sagst du mir dann nicht die Formel für dein Lösungsmittel?“

„Weil Veronese seine geheime Formel hatte und ich meine habe.“

Tiepolo machte eine wegwerfende Handbewegung mit seiner gewaltigen Pranke. Dann ließ er seinen schmutzigen Tupfer fallen und stellte den nächsten her.

„Gestern Abend hat mich die Korrespondentin der New York Times aus Rom angerufen“, sagte er beiläufig. „Sie will für die Kunstbeilage am Sonntag über die Restaurierung schreiben. Sie will am Freitag kommen und sich hier ein bisschen umsehen.“

„Ich möchte mir den Freitag freinehmen, Francesco, wenn's recht ist.“

„Hab mir gedacht, dass du das sagen würdest.“ Tiepolo musterte Gabriel prüfend. „Bist du nicht mal versucht?“

„Was zu tun?“

„Der Welt den wahren Gabriel Allon zu zeigen? Den Gabriel Allon, der die Werke großer Meister restauriert: den Gabriel Allon, der genial malen kann.“

„Mit Journalisten rede ich nur, wenn's gar nicht anders geht. Und ich käme nicht im Traum auf die Idee, mit einem über mich zu reden.“

„Du hast ein interessantes Leben geführt.“

„Das ist bescheiden ausgedrückt.“

„Vielleicht solltest du an ein Coming-out denken.“

„Und was dann?“

„Du kannst den Rest deines Lebens hier bei uns in Venedig verbringen. Im Herzen warst du schon immer ein Venezianer, Gabriel.“

„Klingt verlockend.“

„Aber?“

Gabriel ließ durch seine Miene erkennen, dass er keine Lust hatte, diese Diskussion fortzuführen. Indem er sich wieder der Leinwand zuwandte, fragte er: „Hast du sonst irgendwelche Anrufe bekommen, von denen ich wissen sollte?“

„Nur einen“, antwortete Tiepolo. „General Ferrari von den Carabinieri trifft am späten Vormittag in Venedig ein. Er will dich unter vier Augen sprechen.“

Gabriel drehte sich ruckartig um und betrachtete Tiepolo forschend. „In welcher Sache?“

„Das hat er nicht gesagt. Der General kann weit besser Fragen stellen als Antworten geben.“ Tiepolo musterte Gabriel sekundenlang. „Ich wusste nicht, dass der General und du befreundet seid.“

„Sind wir nicht.“

„Woher kennst du ihn?“

„Er hat mich mal um einen Gefallen gebeten, den ich ihm nicht abschlagen konnte.“

Tiepolo tat so, als denke er angestrengt nach. „Das muss die Sache vor ein paar Jahren im Vatikan gewesen sein, als eine junge Frau im Petersdom in den Tod gestürzt ist. Wenn ich mich recht erinnere, hast du damals den dortigen Caravaggio restauriert.“

„Wirklich?“

„So hat's gerüchteweise geheißen.“

„Auf Gerüchte solltest du nichts geben, Francesco. Die sind fast immer falsch.“

„Außer sie betreffen dich“, wandte Tiepolo mit einem Lächeln ein.

Gabriel ließ diese Bemerkung unbeantwortet in den Höhen des Altarraums verhallen. Dann arbeitete er weiter. Vorhin hatte er dazu die rechte Hand benutzt. Jetzt arbeitete er ebenso geschickt mit der Linken.

„Du bist wie Tizian“, sagte Tiepolo, der ihn beobachtete. „Du bist eine Sonne unter kleinen Sternen.“

„Wenn du mich nicht in Ruhe lässt, wird die Sonne nie mit diesem Gemälde fertig.“

Tiepolo machte keine Bewegung. „Weißt du bestimmt, dass du nicht er bist?“, fragte er nach kurzer Pause.

„Wer?“

„Mario Delvecchio.“

„Mario ist tot, Francesco. Mario hat nie existiert.“

VENEDIG

Das regionale Hauptquartier der Carabinieri, der italienischen Gendarmerie, die zugleich Militärpolizei war, lag im Sestiere Castello unweit des Campo San Zaccaria. General Cesare Ferrari trat um Punkt dreizehn Uhr aus dem Gebäude. Seine dunkelblaue Uniform mit den vielen Orden und Ehrenzeichen hatte er diesmal mit einem eleganten Geschäftsanzug vertauscht. In einer Hand trug er einen Aktenkoffer aus Edelstahl; die andere, an der zwei Finger fehlten, steckte in der Tasche seines gut geschnittenen Mantels. Er zog sie nur lange genug heraus, um Gabriel die Hand zu schütteln. Sein Lächeln war kurz und förmlich. Wie immer hatte es keinen Einfluss auf sein rechtes Auge, das Glasaugen. Selbst Gabriel fand seinen leblos starren Blick schwer zu ertragen. Man kam sich vor, als studiere einen das allsehende Auge eines unbarmherzigen Gottes.

„Sie sehen gut aus“, sagte General Ferrari. „Wieder in Venedig zu sein, bekommt Ihnen offenbar.“

„Woher wussten Sie, dass ich hier bin?“

Das zweite Lächeln des Generals war länger als sein erstes. „In Italien ereignet sich nicht viel ohne mein Wissen – vor allem nicht, wenn es um Sie geht.“

„Woher haben Sie's gewusst?“, fragte Gabriel noch mal.

„Als Sie bei unserem Inlandsgeheimdienst beantragt haben, nach Venedig zurückkehren zu dürfen, sind diese Informationen an alle betroffenen Dienste und Ministerien gegangen. Unter anderem auch an den Palazzo.“

Der Palazzo, von dem der General sprach, stand im alten Zentrum Roms an der Piazza di Sant'Ignazio. Dort residierte das Dezernat für die Verteidigung des Kulturerbes, besser als Kunstdezernat bekannt. General Ferrari leitete es. Und in